

Nr. 15 Bydgoszcz/ Bromberg, 20. Januar 1938



(2. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Heftiger Widerspruch steht in Helbing auf; allein er bezwingt sich und sagt nur: „Eben noch sprachst du davon, daß der Mensch nicht so genau abwägen soll im Nehmen und Geben . . ."

„Du vergißt die Voraussetzung, mein Lieber. Ich sagte ganz ausdrücklich: „dort, wo stärkste Empfindungen des Herzens sprechen!"

„Und diese Voraussetzung ist demnach in eurer Ehe nicht gegeben?" Ganz heiser kommen Helbings Worte.

„Aber, Franz! Wie komisch du fragst. Alle praktischen Erwägungen bedingten, daß Dina gesetzlich den Namen Rainer tragen mußte. Dies war, da ich zu einer Adoption zu jung bin, am einfachsten durch eine Heirat zu bewerkstelligen. Aber deshalb führe ich, der Krüppel, doch keine Ehe . . . Wir haben — unbeschadet aller gegenseitiger persönlicher und menschlicher Wertschätzung — keine andere Gemeinschaft oder Gemeinsamkeit, als lediglich die der Berufsinteressen. Für unsere Verbindung paßt die Bezeichnung „fair play" wohl auch besser als das Wort „Ehe" . . ."

Obgleich Bernd damit über diesen Punkt im Grunde nicht anders spricht, als Blandine es heute auch schon getan hat, vermag Helbing nun doch die widerspruchsvolle Entgegnung nicht zu unterdrücken:

„Vergiß nicht, daß deine Frau jung ist . . ."

„Alt genug, um zu wissen, was sie tut. Sie hat den Platz, den ich ihr bot, wohlüberlegt, aus freien Stücken eingenommen. Sie wird ihn bestimmt richtig ausfüllen und dem Namen, den sie trägt, nicht nur beruflich alle Ehre machen."

„Gewiß," murmelt Helbing, tief beeindruckt von der über allen Zweifeln stehenden Abgeklärtheit des Blinden, die niemals zu trüben er sich in dieser Stunde zur vornehmsten Freundespflicht macht. Voll Herzlichkeit legt er den Arm um Bernds Schulter: „Viel hat ein grausames Schicksal dir geraubt. Viel hat ein gütiger Himmel dir aber auch wieder gegeben."

„Ja . . . jetzt auch dich, mein alter Franz."

„Zuerst aber doch diese kluge, gütevolle und schöne Frau."

„Schön . . ." greift Bernd auf. „Ist Dina auch schön?"

„Eine merkwürdige Frage . . ."

„Gar nicht so merkwürdig, wenn du bedenkst daß ich mich früher doch niemals darum gekümmert habe, wie meine Kanzleiangestellten aussahen. Ich habe Fräulein Doktor Blandine Mathesius erst während der Zeit meines schweren Krankenlagers näher kennengelernt, und so weiß ich heute nicht, wie meine Frau aussieht. Ob sie groß oder klein ist, blond oder schwarz . . ."

Helbing, um eine Antwort verlegen, räuspert sich.

„Du mußt sie mir auch weiter gar nicht beschreiben, Franz," spricht der andere weiter . . . „es wäre doch verlorene Liebesmüh'. Ganz abgesehen davon, daß es völlig gleichgültig ist, wie sie aussieht, könnte ich sie mir doch gar nicht vorstellen . . . denn, sieh mal, es hat kein zweites Frauenbild Platz neben jenem, das ich in unverwischbar schmerzhaft klaren Linien mit hinübergenommen habe in meine Finsternis . . ."

„Bernd, o Gott, was soll das bedeuten?"

„Nichts, was dir die Fassung rauben muß, da ich selbst den Verzicht zu tragen weiß. Aber, warum soll ich zu dir, dem Freund, der endlich kam, nicht davon sprechen?! Nur dieses eine Mal; in dieser besonderen Stunde. Und dann nie wieder. Warum soll ich dieses Bild in seiner berückenden Schönheit nicht einmal in Worten nachzeichnen dürfen, um es vor deinen sehenden Augen erstehen zu lassen . . .?!" über den Tisch gebeugt, darauf seine Hände flach und matt wie zwei müde, arme Wesen ruhen, spricht der Blinde mit derselben ruhevollen Stimme, mit der er alles sagt, so, als stände er schon jenseits des Gesagten:

Schwarze Locken umrahmen das Oval eines Gesichts, in dessen ebenmäßiger, klassischer Schönheit der Mund das Allerschönste ist. Scharf geschnitten wie der eines antiken Kopfes. Trotzdem von sanftem, sinnlichem Schwung. Der Pinsel eines hervorragenden Künstlers hat kleine ironische Lichter auf seine Winkel gesetzt . . . dieser Mund mit den festen, kleinen Zähnen bezaubert. Und nicht minder bezaubern die meergrünen Augen, schillernd in wechselndem Licht . . ."

„Filicitas Olgers . . ." formen unwillkürlich Helbings Lippen. So leise es hingesagt ist, das scharfe Ohr des Blinden fängt diesen Namen dennoch auf.

„Da du sie sofort erkennst, muß meine Beschreibung wohl gut gewesen sein."

„So gut, Bernd, wie nur die Liebe schildern kann . . . oder vielleicht auch starke Verliebtheit . . ."

„Auf diesen feinen Unterschied kommt es heute nicht an, Franz."

„Damals, als ich Berlin verließ, da war es doch nur ein Flirt zwischen euch", meint Helbing.

„Ja . . . da kannten wir uns noch nicht lange . . . knapp zwei Monate vielleicht."

„Und dann, Bernd?"

„Dann suchten und fanden wir immer mehr Gelegenheiten des Beisammenseins."

„Und du hast dein Herz an sie verloren, Bernd?"

„Ich war nicht der einzige, mein lieber Franz. Aber schließlich glaubte ich der Bevorzugte zu sein, wenn ich die Sprache ihrer Augen richtig verstanden . . . und das war die Glückszeit meines Lebens. Selige Erwartung . . . auskosten bis zur Neige wollte ich sie vor der Reise der Erfüllung . . . nur deshalb habe ich mich nicht früher erklärt . . . Und dann kam das Unglück . . . diese verhängnisvolle Nebelfahrt, die mein Leben leider nicht beendet, sondern — entzweigerissen hat."

„Und sie?"

„Man sagte mir, daß unter jenen Freunden und Bekannten, die sich voll Teilnahme nach meinem Ergehen erkundigten, immer wieder Felicitas und ihr Vater ihr Interesse bewiesen. Sehen konnte ich niemanden. Viel später, als ich mich bereits zu meiner jetzigen seelischen und körperlichen Verfassung durchgekämpft hatte und eine sogenannte Ehe mit Blandine Mathesius beschlossene Sache war, hat der Emil mir beim Vorlesen der Zeitung auch jene Notiz heruntergeleiert, darnach Professor Olgers einer Berufung an das chirurgische Universitätsinstitut nach Wien Folge geleistet hat."

„Und Filicitas . . .?"

„Oh . . . sie wird sich sicher an der schönen blauen Donau sehr gut eingelebt haben."

„Du hast also gar nichts mehr von ihr gehört? Sie hat keinen Weg gefunden? Keine Aussprache gesucht?"

„Nein . . ."

Vollkommen im Banne ihres Gesprächs haben die beiden Männer nicht bemerkt, wie Lord längst seinen Platz neben Bernds Stuhl aufgegeben, sich mit lauschend vorgestrecktem Kopf langsam gegen die Tür bewegt und in deren unmittelbarer Nähe Posten gefaßt hat.

In der Stille aber, die Bernds letztem, schwerem Nein folgt, hören sie jetzt ein Geräusch, das sich wie das Klappen einer Tür anhört.

„Sollte jemand nebenan . . ." fährt Helbing beunruhigt auf.

„Der Wind hat sich wohl in einem der geöffneten Fensterflügel verfangen und ihn zugeschlagen", beschwichtigt Bernd.

Allein Helbing gibt sich nicht so einfach zufrieden. Er sieht nach. Doch das angrenzende Zimmer ist wirklich leer. Tatsächlich steht eines der Fenster halb offen. Ein leichter Wind treibt Blütenduft in den Raum. Ein Zittern geht über den Türvorhang aus königsblauem Damast . . .

„Du hast recht gehabt, Bernd. Es war nichts."

„Natürlich. Wer hätte auch hier sein sollen. Sind ja alle längst schlafen gegangen im Hause. Und wir wollen es ihnen nun gleich tun."

Weder er, noch der Blinde, in dem in dieser schlaflosen Nacht die Vergangenheiten lebendig werden, ahnen, daß hinter einem königsblauen Damastvorhang eine blonde, mädchenhafte Frau lehnte, beide Hände auf das zuckende Herz gepreßt, mit einem von Tränen verdunkelten, leidvollen Blick, der einen Himmel sucht, um einem barmherzigen Gott ihr bitteres Weh zu klagen .

*

Wie im Fluge sind für Franz Helbing die ersten Berliner Wochen vergangen, die den Vorsommer eingeleitet haben. Wochen, in denen er unmerklich und selbstverständlich hineingewachsen ist in das Leben im Rainerhaus; seinen Teil dazu gebend, seinen Teil davon empfangend.

Am Kronprinzenufer, in unmittelbarer Nähe der Moltkestraße, hat er sich eine behagliche Wohnung eingerichtet und in der Frau Pauline Schrag eine Haushälterin gefunden, die seine Wirtschaft tadellos versieht.

Täglich leistet er — längere oder kürzere Zeit — seinem Freund Bernd Gesellschaft. Und auch zwischen ihm und Blandine hat sich der Ton guter Kameradschaft gefestigt.

Das schließt nicht aus, daß er den Großteil seiner besten Gedanken immer wieder aufbietet, um zu ergründen, was hinter der Oberfläche steten, undurchsichtigen Gleichmuts in der Seele dieser Frau schlummern mag . . .

Allein, vergebens rennt er gegen die Schranke an, die Blandine zwischen sich und ihrer Umwelt aufgerichtet hat. Wenn es nämlich wirklich eine Schranke ist; denn nicht einmal das vermag er eindeutig zu enträtseln.

Seine Wiedereinbürgerung in Deutschland ist übrigens doch von Referendar Burkhardt in die Wege geleitet worden.

Gleichzeitig hat Helbing wegen der Gründung eines Berliner Bureaus des van Helstschen Handelshauses mit dem Bankier Lorenz Fühlung genommen, an den Ohm Hendryk ihn verwiesen hat.

Auch heute hat er eine längere Besprechung mit dem Bankier in dessen Kontor in der Jägerstraße.

Lorenz, ein gepflegter Sechziger, dessen elegante Erscheinung ein leichter Hauch liebenswürdigen Lebemanntums umgibt, faßt das Ergebnis der Konferenz zusammen:

„Also abgemacht. Auf dieser Basis soll die gegenseitige Beteiligung meiner Bank an Ihrem Handelsunternehmen, und umgekehrt, festgesetzt werden. Doktor Rainer wird Syndikus. Und das Ganze bekommt notariell, sowie auch im Handelsregister Brief und Siegel, sobald wir den Beleg Ihrer deutschen Staatsbürgerschaft haben."

„Herr Burkhardt sagte mir gestern, daß er im Ministerium bereits die Zusage raschester Erledigung dieses besonderen Falles erwirkt habe."

„Na, dann wäre ja alles in Butter, und wir könnten jetzt eigentlich frühstücken gehen, Herr Helbing. Dieser süffige Burgunder, den wir letzthin miteinander bei Huth genehmigten, hat doch auch Ihren Beifall gefunden, nicht wahr?"

„Das wohl. Aber trotzdem kann ich Ihnen heute leider nicht Gesellschaft leisten. Ich habe jetzt noch zwei wichtige Einkäufe vor."

„Und zwar . . .?"

„Ein Segelboot und einen Sportwagen."

„Nanu . . . Sie kaufen dergleichen wohl ein, wie ein gewöhnlicher Sterblicher Sockenhalter und Schlipse?"

„Gott behüte! Das sind zwei wohlüberlegte, sehr durchdachte und auch schon sorgfältig ausgesuchte Anschaffungen."

„Na ja, warum soll Hendryk van Helsts Neffe nicht seinen Spaß haben?"

„Darum handelt es sich gar nicht, Herr Lorenz. Diese beiden Sachen sind . . . wichtige Arzneien, oder sagen wir Mittel zum Zweck. Sie sollen mir nämlich helfen, die Rainers ein wenig aus dem eintönigen Gleichlauf ihres Lebens herauszureißen. Und zwar so, daß sie die Absicht nicht merken. Einen Radioapparat habe ich schon wie beiläufig ins Haus gebracht, und der Blinde hat nun, trotz anfänglicher Interesselosigkeit, doch seine Freude daran. Nun muß man der Frau, die zwar sehen kann, aber trotzdem nicht mehr weiß, wie es in Gottes freier Natur ausschaut, etwas vom Sommer zeigen . . ."

„Wagen Sie sich da nicht an eine sehr heikle Sache heran?" fragt der Bankier plötzlich ernst und eindringlich.

„Aber ich bin doch Bernds Freund . . . sein bester, sein einziger Freund . . . da ist es doch selbstverständlich . . . ich meine, da muß ich doch . . . kann gar nicht anders . . ."

„Gewiß . . . ja . . . natürlich, mein lieber Helbing, Sie werden schon recht haben und recht tun."

Indes Bankier Lorenz seinen Besucher mit der ihm eigenen verbindlichen Höflichkeit bis in den Flur begleitet, ist er wieder ganz und gar nur der liebenswürdige Plauderer, als der er bekannt und beliebt ist.

Und Helbing? Helbing will sich keine Rechenschaft darüber ablegen, warum er sein ganzes Tun und Lassen bis in die geringste Kleinigkeit auf die Rainers abstimmt.

*

Und dann sitzt sie wirklich neben ihm, der den Wagen durch die im Maien so schöne Mark lenkt.

Im hellgrünen Blätterschleier stehen Birken und Weiden. Durch das Blau des Himmels segelt eine weiße Wolke.

Es war gar nicht so einfach gewesen, Blandine zu dieser Sonntagsfahrt zu überreden. Seit Jahr und Tag hat sie nur Pflichtwege gekannt; hat die kurzen Mußestunden selbstverständlich in dem Haus verbracht, das der Blinde nicht mehr verlassen mag, seit ewige Nacht ihn einhüllt.

Bernd hat niemals einen besonderen Gedanken an diese Tatsache verschwendet; genau so, wie er auch nicht weiter darüber nachgedacht hätte, wenn Blandine es anders gehalten, ihr außerberufliches Leben anders eingeteilt haben würde. Erst als der Freund eine gemeinsame Ausfahrt in seinem neuen Wagen anregte, hat er zwar für sich sofort entschieden abgelehnt, allein es hat ihm nun doch zu denken gegeben, daß die Frau, die seinen Namen trägt, seine Kanzlei führt und seinem Haus vorsteht, dabei doch etwas Persönliches entbehren könnte. Das aber will er nicht haben. Das soll nicht sein. Und so ist er es schließlich gewesen, der mit einer gewissen Heftigkeit Blandine gedrängt hat, sich von Helbing in den Sommer fahren zu lassen.

„Schön ist es hier schon", gesteht sie, indes ein Lächeln ihr Gesicht übersonnt und zartes Rot die blassen Wangen färbt. Tief atmet sie den würzigen Duft, den der Nadelboden des Waldes nach einem lauen Frühregen ausströmt. „Wie blank von Frische und Feuchtigkeit doch die Welt ist."

„Wollen wir hier aussteigen und ein Stückchen gehen?" schlägt Helbing vor.

Sie nickt.

Stumm schreiten sie nebeneinander . . .

(Fortsetzung folgt)

Beatriz und ihr Bruder.

Geschichtchen einer Gaunerei.

Von Konrad Seiffert.

Viele gute Ratschläge gab Bill seinem Freund Percy, der eben herübergekommen war aus Europa, aus London.

Von den Frauen sprach Bill. Daß Flirt hier so gut wie ausgeschlossen sei, erzählte er, daß ein Mann kaum eine Frau ansehen dürfe, vom Ansprechen ganz zu schweigen. Denn dann seien schon Verlobung und Hochzeit fällig. Und daß ein Mann nicht nur das Mädchen heirate, sondern die ganze große Familie, die mächtig sei und gewaltsam und die energisch zugreife, wenn sich's lohne.

Und Percy hörte seinem Freund geduldig zu.

Die Stadt bot nicht viel. Man war im Klub unter sich, und es war da sehr nett. Außer dem Klub gab es nur noch das Kino und ein paar andere Sachen, die nicht weit her waren. Früh am Abend schon war die Stadt so gut wie tot.

Und dann gab es, wöchentlich einmal, am Sonntag morgen, den Korso, bunt und staubig, wenig aufregend, eine etwas melancholische Angelegenheit. Bill schleppte seinen Freund hin.

Etwas zu breite Frauen saßen in wundervollen Autos. Sie sahen reichlich lustlos geradeaus, sie lächelten kaum. Sie hielten dieses Dahinfahren in endlosen Wagenreihen wohl für eine Arbeit, die eben jede Woche einmal zu tun war.

Reiter auf elegant mit Lackleder und vielem Silber aufgeputzten Pferden trabten neben den Wagen her, ernst die meisten, vornehm, mit engen silberverschnürten und -bestickten Reithosen, mit kurzen befransten Jäckchen, mit dem großen breitrandigen und spitzen Hut auf dem Kopf, mit Steigbügelschuhen, in denen ihre Füße ganz verschwanden, mit Zackensporen so groß fast wie eine Hand.

An dem Sonntagmorgen, an dem die beiden Freunde die Wagen und die Reiter dieses reizlosen Korsos an sich vorbeigleiten ließen, geschah es, daß Percy unter den Frauen ein Mädchen in einem der Wagen entdeckte, das ihm auffiel. Dieses Mädchen war schmal und schlank, das Lächeln der Mona Lisa stand in ihrem Gesicht, bezaubernd, geheimnisvoll und ein wenig melancholisch. Und Percy war davon überzeugt, daß dieses Lächeln ihm galt.

Er starrte hin. Die junge Frau sah ihn an, lächelte ihn wirklich an, es war kein Zweifel. Und als der Wagen schon vorbei war, drehte sie sich noch einmal um und sah zu Percy hin, über die Schulter ihres massigen, stiernackigen Begleiters, der sie nicht beachtete, der aus kleinen Augen nach vorn starrte, ein unbeweglicher Koloß ohne Regung und ohne Gefühl, sicher ohne jedes Gefühl. Und Bill hatte nichts von dem Lächeln und von den Blicken gemerkt.

Man muß jung sein, und man muß Glück haben. Percy war jung, und er hatte Glück, viel Glück: er sah die Mona Lisa wieder, auf der Straße, allein, er ging ihr nach, und er sprach sie im Park an.

Sie war zu Tode erschrocken und drohte umzusinken. Also war es natürlich, daß er seinen Arm unter den ihren schob. Sie war ganz grau geworden im Gesicht vor Schreck, aber sie ließ es zu, daß Percy sie stützte.

Sie hieß Beatriz. Sie war entzückend in ihrer Furcht und Angst. Sie zitterte, wenn in dem menschenleeren Park ein Blatt vom Baum fiel, und sie preßte Percys Hand und seinen Arm jedesmal vor Schreck, wenn sie Menschen in der Ferne oder hinter Büschen entdeckte, die gar nicht da waren.

Percy war kein Zauberer, und er küßte sie. Sie fiel dabei fast in Ohnmacht, verriet ihm aber, wo sie wohnte, erwartete ihn am nächsten Nachmittag in ihrem Haus und sagte dabei todtraurig: „Mein Bruder wird uns töten, wenn er etwas merkt! Aber er ist morgen nachmittag nicht im Haus. Ich bin ganz allein."

Am nächsten Nachmittag ging Percy hin, das Haus war eine Villa in einem reichlich verwilderten Garten mit einem riesigen vergoldeten Eisengitter davor. Das Tor war nicht verschlossen. Percy ging über eine kleine Terrasse, an wackeligen Korbstühlen vorbei. Er kam in ein halbdunkles Zimmer, das mit allerlei Gerümpel vollgestopft zu sein schien. In diesem Zimmer wollte ihn Beatriz erwarten. Sie erwartete ihn.

Percy hielt das Mädchen in den Armen, Beatriz war schrecklich aufgeregt, sie fieberte in ihrer Angst, sie sah entsetzt ins Dunkel des Zimmerhintergrundes, als Percy sie küssen wollte.

Da ging irgendwo eine Tür auf. Jemand brüllte: „So weit seid Ihr also schon!" Eine fette, behaarte Hand langte aus dem Dunkel heraus nach der Schulter des Mädchens und riß es zurück. Und eine zweite Hand hielt dem jungen Briten einen ziemlich umfangreichen Revolver gefährlich dicht vor die Augen. Der Bruder! durchfuhr es Percy.

Percy war wirklich sehr überrascht, als der Koloß vor ihm stand mit hervorquellenden, rotunterlaufenen, bösen kleinen Augen, mit fletschendem Raubtiergebiß. Er konnte nichts sagen, er hatte nichts zu sagen, er machte erst gar nicht den Versuch, etwas zu sagen.

An seiner Stelle sprach der Bruder, hinter dem Beatriz zitternd stehen geblieben war: „Sie wollen also meine Schwester heiraten, Señor! Gut! Das geht aber alles etwas zu schnell! Ich werde die Familie benachrichtigen!"

Die Familie! dachte Percy. Und dann, endlich sagte er etwas. Er sagte nur: „Nein!"

Der Bruder vor ihm prustete und schnaubte gefährlich und trat noch einen Schritt näher heran, er preßte seinen Revolver so, daß die Knöchel seiner Finger weiß zu werden begannen. Percy sah es genau. Und Beatriz schrie laut auf hinter dem breiten Rücken des Bruders.

Und der Bruder sprach: „So! Sie wollen nicht! Das ist interessant! Das habe ich mir gleich gedacht!" Und dann streckte er seine behaarte Hand gebieterisch aus, hielt sie Percy wie einen Teller hin und schob den Revolver dabei ein paar Zentimeter höher: „Sie werden Ihre Brieftasche auf meine Hand legen, Señor, aber schnell!"

Percy atmete ein wenig auf. Er legte gehorsam seine Brieftasche auf die Riesenhand des Kolosses. „Das Kleingeld auch!" befahl der Bruder. Percy gehorchte. Einen Augenblick schien der Mensch mit dem Revolver nachzudenken, dann wies er mit den Augen auf Percys Armbanduhr: „Die Uhr auch!" Percy gehorchte schweigend. An der Seite des Bruders, in der Höhe etwa der Revolvermündung, sah Percy das Lächeln des schönen Mädchens, es war das geheimnisvolle Lächeln der Mona Lisa.

Und einige Sekunden später stand er auf der Straße, ziemlich niedergeschlagen, beschämt und mit verhältnismäßig schlechtem Gewissen.

Bill erfuhr nichts vom Abenteuer Percys mit der schönen Beatriz. Bill gab seinem Freund auch weiterhin gute Ratschläge in bezug auf die Frauen in diesem Land, und Percy hörte geduldig zu.

Bill fragte nach Percys Armbanduhr, weil ihm deren Fehlen auffiel. „Ich muß sie verloren haben", sagte Percy, „ich weiß es nicht genau."

Ein wenig später erzählte der erfahrene Bill, der in diesem Lande kein Neuling mehr war, er habe ein Mädchen kennen gelernt, das Beatriz heiße. Mit dem sei er schrecklich reingefallen. Was er sich ja eigentlich im voraus selber hätte sagen können. Ein ekelhafter Kerl, ein Bruder dieses Mädchens angeblich, habe ihn überrascht mit dieser Beatriz und habe ihm sein Geld abgenommen.

„Und denke dir, Percy", rief er, „dieser Kerl hatte am Handgelenk deine Armbanduhr, ich sah sie mir genau an, als er mir den Revolver an die Nase hielt, es ist deine Uhr gewesen, oder ich müßte mich sehr geirrt haben!"

„Du wirst dich sicher geirrt haben! Oder vielleicht hat er sie irgendwo gefunden!"

Am nächsten Sonntag morgen gingen die beiden Freunde zum Korso. Beatriz fuhr an ihnen vorbei. Neben ihr saß, massig, breit, stiernackig, ihr Bruder. Er starrte an den beiden vorbei, ohne Bewegung, ohne Regung, ohne jedes Gefühl. Und Percys Uhr war an seinem Handgelenk. Sie sahen es, und sie irrten sich nicht.

Fernsehen mit Schnürboden.

Der Sender im neuen Heim. — Vielversprechende Versuche.

Von Dr. Kurt Wagenführ.

Der Fernsehprogrammbetrieb Berlin hat sich in seinen neuen Räumen schon recht gut zurechtgefunden, man kann am Empfänger allerlei Erfreuliches feststellen. So ist z. B. die Szenerie weitaus beweglicher und vielseitiger geworden; wenn man den größeren Senderaum am Adolf-Hitler-Platz betritt, dann kann man nämlich schon so etwas Ähnliches wie einen Schnürboden erkennen. Die Kulissen begrenzen sich nicht mehr auf eine Nah- und Ferneinstellung, sondern haben bereits eine Reihe von Zwischenstufen erreicht, wodurch naturgemäß auch ein Umbau im Hintergrund usw. beschleunigt werden kann. Schnell wechselnde Vorhänge erlauben neue Grundaufteilungen, die wesentlich sind.

Den Darstellern ist gleichfalls manches erleichtert worden. Vor allem ist die „Dunkelschleuse" — ein matt erleuchteter Raum, der die hellen Vorzimmer von dem dunklen Senderaum als „Gewöhnungsraum" trennt — sehr angenehm, da der bisherige plötzliche Lichtwechsel vermieden wird, ferner sind auf dem Fußboden kleine Leisten angebracht, die die Begrenzung des Bild- bzw. Szenenraums anzeigen. Die Mitwirkenden merken jetzt also „mit den Füßen" sehr genau, ob sie noch im Bilde sind oder nicht.

Wer einen Blick um die Ecke wirft, der sieht auch bereits den neuen Sendesaal — hier ist das Wort Saal schon angebracht —, einen kreisrunden Raum mit einer Galerie in etwa zwei Meter Höhe, auf der sich später die Beleuchtungseinrichtungen befinden werden. Sobald er im Frühjahr in Betrieb genommen wird, ist auch die „dunkle" Zeit des Fernsehens vorbei: der gesamte Programmablauf kann dann wie auf einer Bühne oder in einem Filmatelier im grellen Licht der Scheinwerfer durchgeführt werden. Von diesem Augenblick an wird sich eine Umstellung und Ausweitung des Programmbetriebes vollziehen, deren Auswirkungen gar nicht weit genug gespannt werden können.

Man merkt an allen Ecken und Enden, wie die Entwicklung vorwärts drängt. Wenn in den letzten Wochen der aktuelle Dienst ein wenig in den Hintergrund getreten ist, so liegt darin sicher nur eine Atempause; es ist ja durchaus verständlich, daß sich die Aufmerksamkeit und die Arbeiten zunächst auf die Erprobung, oder besser gesagt Erforschung der neuen Gegebenheiten konzentriert. So erlaubte der Raum erstmalig einen wohlabgewogenen Einsatz von Tanznummern im Programm, wobei sich die schräge Bodenfläche (durch welche die Personen dauernd ganz im Bilde bleiben) als zweckmäßige und glückliche Lösung erwies. Ich habe einen Tanzabend gesehen, der in unmittelbaren und Film-Sendungen einheitlich aufgebaut war und durchaus gefallen konnte. In der musikalischen Begleitung macht sich die Orchesterverstärkung günstig bemerkbar.

Die Abende, die unter einem bestimmten Gesichtspunkt zusammengestellt sind, sollte man weiter pflegen, sie zeigen Linie und Gehalt. So zum Beispiel vor kurzem eine Hausmusiksendung, die Hans v. Benda ganz ausgezeichnet mit Textverbindungen versah. Das Programm, das hübsch zusammengestellt und mit guten künstlerischen Kräften durchgeführt wurde, war ansprechend, lehrreich und werbend für den Gedanken der Hausmusik, außerdem wurde es durch gut ausgewähltes Filmmaterial wirksam unterstützt.

Wenn nun der Sprecher in seiner Rede auf ein Gemälde von der Heiligen Cäcilia hinweist, so kann das der Fernsehbetrieb auch gleich im Bild zeigen, hier liegen gerade seine großen Möglichkeiten. Man machte diesen Versuch am Schluß der Sendung mit einem alten Notenheft. Die Zuschauer warteten geradezu auf die „Großaufnahme" und wurden nicht enttäuscht. Der Fernsehsender Berlin wird überhaupt darangehen müssen — Vorarbeiten sind unseres Wissens schon in Angriff genommen —, sich ein Archiv von Bildern, Photos, Karten, Modellen, Zeichnungen usw. anzulegen, um jederzeit Illustrationsmaterial griffbereit zu haben. Das belastet sicher zunächst den Etat, aber man kann solche Sammlung nicht früh genug beginnen.

Wir sahen weiter ein kleines Spiel „Würde bringt Bürde" und ein Stück von Hans Sachs „Der fahrende Schüler im Paradies", beide unter der Spielleitung von Arnold Bronnen. Wenn wir uns für das erste Stück wenig begeistern konnten, so gefiel der Hans-Sachs-Schwank ausgezeichnet, sowohl im holzschnitthaften Bühnenbild, das in seiner Primitivität dem Charakter des Spiels ausgezeichnet angepaßt war, als auch in der Spielleitung. Man wollte kaum glauben, daß beide Inszenierungen von einer Hand gemacht wurden.

Die bunten Abende können gar nicht genug Abwechslung bringen, sie laufen flott und zum Teil „elegant" unter der Leitung von Leopold Hainisch ab, der allerlei Artisten — vom Trapezkünstler, Kunstradfahrer (in diesem engen Raum!), Rollschuhläufer bis zum Kraftakt — einsetzt. Manches von den immer mutigen Experimenten glückt, manches befriedigt nicht ganz, aber man freut sich, wie versuchtseifrig der Sender ist. Wenn Hainisch so weiterzaubert, wird er noch Ehrenmitglied vom „Magischen Zirkel" werden ... Im ganzen gesehen, kann man feststellen, daß seit dem Umzug wirklich gespielt wird, eine Folgerung aus offenbar zielbewußter Probenarbeit, die gar nicht breit genug angelegt werden kann, und aus einer Sicherheit, die der Gewöhnung entspringt.

Ich glaube, wir werden bald über neue Überraschungen im Programm berichten können.



Bunte Chronik



Das Grammophon im Glockenturm.

Unter dem kirchenfreundlichen Publikum des englischen Städtchens Weymouth herrscht große Erregung. Eifrige Verehrer der technischen Errungenschaften unserer Zeit haben voreilig die alten ehrwürdigen Glocken in einigen Kirchtürmen durch Grammophone und Lautsprecher ersetzt. Die erste Kirche, deren Turm das Schicksal blühte, „künstliche" Glocken zu bekommen, war die St. Johns-Kirche in Weymouth. Um sie ist ein heftiger Kampf mit Telegrammen und Protestschreiben an Vikare und Bischöfe entbrannt. In einigen Telegrammen wird die Einberufung von Kirchenversammlungen gefordert und entrüstet erklärt: „Die Benutzung eines Grammphons in einer Kirche ist eine beklagenswerte Maßnahme, die ganz und gar nicht dem Brauch in einem Gotteshaus entspricht und altehrwürdige Überlieferungen verletzt." Die Verteidiger des Grammophons erklären dagegen: „Es gibt zwar manche, die Autos, Flugzeuge und selbst das Radio heute noch hassen. Aber es ist unsere Pflicht, mit der Zeit zu gehen." Grammophone haben allerdings vor den Glocken den Vorzug, bedeutend billiger zu sein, und solange der Streit nicht entschieden ist, werden wohl Dutzende von Kirchtürmen in England weiter schweigen, weil der Kirchenschatz nicht ausreicht, die Kirchenglocken, den Ruhm Altenglands, zu reparieren oder zu ersetzen.



Lustige Ecke





„Was sagen Sie? Mein Sohn hat einen Fußball durch Ihre Fensterscheibe geworfen? — Das ist ja unmöglich! Er liegt im Bett, an Masern erkrankt!"

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.